

Bauern wird es auch in 50 Jahren noch geben.

Gespräch mit Christian Hahn, Präsident der Lëtzebuerger Jongbaueren a Jongwënzer

forum: Herr Hahn, Sie kommen aus einer Bauernfamilie. War es da für Sie von Anfang an klar, dass Sie selbst Bauer werden wollen? Hat sich die Frage für Sie überhaupt gestellt?

Christian Hahn: Ja, die Frage stellt sich ganz konkret heutzutage. Oft meinen die Leute, man würde automatisch in den Bauernberuf hineinrutschen. Klar, man wächst schon irgendwie da rein, aber es gibt keinen Zwang und keine Zwangsläufigkeit. Wer heute nicht wirklich motiviert ist, der übernimmt auch nicht den Betrieb. Man muss Spaß am Beruf haben, und es sind schon lange Arbeitstage. Man muss aber auch die Vorteile am Bauernberuf sehen. Du bist dein eigener Chef. Man ist also flexibel und kann sich selbst organisieren. Hinzu kommt: Man ist den ganzen Tag in der Natur und bei den Tieren.

Der Bauernberuf wirkt ja heute oft schon fast abschreckend ...

C. H.: Ein banales Beispiel: Man ist zu zwei Geschwister und will den Betrieb übernehmen. Vielleicht möchte man danach den Betrieb vergrößern oder man braucht eine neue Maschine. Da ist man ganz schnell bei einer Million Euro Ausgaben ... dann hat man mit 18 Jahren bereits eine Million Euro Schulden, um 40 Jahre arbeiten zu dürfen. So etwas schreckt natürlich ab. Vor allem in den letzten Jahren, wo es finanziell nicht unbedingt immer einfach war. Viele gehen dann lieber zum Staat arbeiten. In den Behörden, mit denen wir jeden Tag zu tun haben, sitzen viele Bauernjungen.

Mit wie vielen Personen arbeiten Sie denn hier am Hof?

C. H.: Wir sind zu dritt: meine Mutter, mein Vater und ich. Meine Schwester arbeitet bei der Wiltzer Gemeinde und hilft manchmal im Betrieb aus.

„Viele gehen lieber zum Staat arbeiten. In den Behörden, mit denen wir jeden Tag zu tun haben, sitzen viele Bauernjungen.“

Ist der Bauernhof noch eine andere Welt? Für Städter wirkt das Bauernleben manchmal fast schon exotisch.

C. H.: Klar. Wir sehen das beispielsweise bei Führungen mit Schulkassen. Sogar eher dörfliche Kleinstädte wie Ettelbrück sind überhaupt nicht mehr landgebunden. Viele Kinder glauben heutzutage, die Milch käme aus dem Supermarkt. Das ist ein großes Problem für die Landwirtschaft. Man kann nur schwer an den Kunden verkaufen, weil keine Verbundenheit zur Landwirtschaft mehr besteht, auch hier auf den Dörfern nicht. Siedlungen werden gebaut und neue Leute ziehen hinzu. Und obwohl die wissen, dass sie aufs Land ziehen, hat fast jeder Zweite etwas gegen Bauern. Wenn der Bauer Gülle oder Mist ausfährt, dann stinkt es und wenn er bis zehn Uhr abends arbeitet, dann macht er zu spät noch Lärm ...

Die Leute wollen also in einem Dorf leben, aber dann doch nicht wirklich ...

C. H.: Genau. Die wollen im Dorf wohnen, in der Natur – aber nicht zu viel des Guten. Da fehlt schon ein bisschen der Bezug.

Wie sieht für Sie ein „normaler“ Arbeitstag aus? Wenn es ihn denn gibt.

C. H.: Der „normale Arbeitstag“ ist immer saisonal bedingt, aber auch betriebsgebunden. Beim Milchvieh-Betrieb wird um sechs Uhr aufgestanden, gemolken und gefüttert – oder eher: man füttert und schaut nach dem Melkroboter. Dann geht es ab ins Feld. Wenn ich jetzt (gegen 10 Uhr) nicht mit Ihnen im Interview säße, würde ich Kürbisse vorpflanzen. Es ist wie ein komplettes Unternehmen, wie ein Betrieb halt. Was einen Bauernbetrieb komplex macht, sind neben den Arbeiten auf dem Acker – d. h. säen, dreschen, Stroh und Heu reinbringen – die Tatsache, dass Betriebe wie unserer viel Zeit damit verbringen, Maschinen zu reparieren. Wir versuchen soviel wie möglich selbst hier im Betrieb zu machen. Denn das Preisleistungsverhältnis ist einfach nicht mehr gegeben. D. h., für 100 kg Weizen bekommen wir zwischen 10 und 13 Euro. Wenn wir aber eine Stunde lang den Traktor reparieren lassen, dann liegen wir bei gut über 60 Euro. Was dann noch bei den alltäglichen Arbeiten hinzukommt und was vielen die Flemme eintreibt, ist der ganze administrative Papierkram. Das ist ein enormer und sehr komplizierter Aufwand; vor allem

für Baugenehmigungen von Ställen, da gibt es eine Unmenge von Auflagen vom Umweltministerium.

Einen Tagesablauf schildern ist also quasi unmöglich?

C. H.: Letztens hat mich der Statec angerufen für eine Umfrage. Die wollten wissen, wieviel Stunden ich pro Woche arbeite. Etwa 75 Stunden habe ich geantwortet. Die nächste Frage war dann gleich: wieviel haben Sie denn letzte Woche gearbeitet? Da kam ich zusammengerechnet auf 83 Stunden. Es kommt schon vor, dass du so Wochen hast. Die zwei Monate Kürbisernte sind zum Beispiel sehr intensiv. Ich liefere abends gegen neun Uhr auf den Wandhaff, in die Verteilungszentrale von Cactus. Manchmal bin ich dann erst um Mitternacht zu Hause. Mein Vater übernimmt dann die morgendliche Stallarbeit und ich darf bis 8 Uhr ausschlafen. Hinzu kommt, dass die Kürbisernte körperliche Arbeit bedeutet. Da machst du alles mit der Hand, der Gartenschere und den Kisten. Im Winter wiederum machst du dann manchmal fast nur die Stallarbeit.

Wann waren denn Ihre letzten Ferien?

C. H.: Ja, wissen Sie, es gibt so den Spruch bei vielen Bauern: „Meine letzten Ferien, das war die Hochzeitsreise.“ Das kann ich so nicht vertreten. Man kann immer, auch als einziger Bauer im Betrieb, selbst wenn es nur vier Tage sind, Ferien machen. Dann muss man sich eben eine Aushilfe organisieren, die den Betrieb so lange übernimmt. Wenn ich allerdings in Urlaub fahre, zahle ich die Reise und die Person, die hier meine Arbeit macht. Also, ich persönlich nehme mir im Jahr an die 20 Tage frei. Aber fast nie im Sommer, dann gibt es zu viel zu tun. Der Vorteil ist auch, dass wir zu dritt sind. Da wird sich miteinander arrangiert. Dann kann ich auch mal am Wochenende ausgehen und die Eltern übernehmen die Arbeit am Morgen. Oder umgekehrt.

Was produzieren Sie denn hier am Hof?

C. H.: Relativ viel. Wir betreiben Milch- und Fleischproduktion, Ackerbau, außerdem pflanzen wir noch drei Hektar Kürbisse an. Das ist eine Nische und war eigentlich meine Idee. Wir hatten einen normalen, konventionellen Betrieb. Als ich noch zur Schule ging, habe ich angefangen, Kürbisse im Garten meiner Mutter zu pflanzen. Das Jahr darauf wollte ich den kompletten Garten mit Kürbissen voll pflanzen. Davon war meine Mutter aber nicht so begeistert.

Daraufhin hat mein Vater mir eine Ecke auf dem Acker überlassen. Ich habe dann mit einem kleinen Stück, 15 Meter auf 15 Meter, angefangen. Und das wurde dann von Jahr zu Jahr größer. Am Anfang haben wir privat von zu Hause aus verkauft – direkt hier auf dem Hof. Dann gingen wir während der paar Monate, in denen Kürbisse verkauft werden, auf die Märkte in Düdelingen und in Luxemburg-Stadt. Später, durch eine Bekanntschaft meines Vaters, waren wir auf einmal bei der Verteilung des Cactus. Dabei wurde ich im ersten Jahr abgeblockt. Ich war damals erst 16 Jahre alt und mit 16 nimmt dich keiner ernst.

„Wer momentan Kurzarbeit macht, der geht eher bei Aldi einkaufen. Und ob da auf der Milch ‚Luxlait‘ draufsteht oder nicht, ist dem egal. Hauptsache billig.“

Sie haben also direkt mit Cactus einen Deal gemacht. Das ist schon ein wenig einzigartig hier im Lande. Man hat den Eindruck, es bestehe noch eine gewisse Verbindung zwischen Supermarkt und Bauer. Bei internationalen Großketten ist das schon schwieriger, oder?

C. H.: Jein ... Ich wollte z. B. vor zwei Jahren bei Match einsteigen und so die Produktion vergrößern. Das ist aber ziemlich kompliziert. Bei Match liefert man nicht hier im Land. Da müsste ich meine Kürbisse bis nach Charleroi in die Verteilungszentrale liefern; und die würden dann hier, fünf Kilometer vor meiner Haustür, über die Nationale 4 wieder nach Luxemburg gefahren. Da war mir Charleroi dann doch ein bisschen zu weit. Mit dem Traktor und dem Anhänger brauche ich nämlich nur eine knappe Stunde bis zum Wandhaff.

Sie haben sich für Gemüseanbau entschieden, was ja nicht so ...

C. H.: ... nicht so alltäglich ist, stimmt.

Der Gemüseanbau wird ja oft als zu großer Aufwand gesehen, wegen der vielen Arbeitskraft, die da reinfließt.

C. H.: Ja, das ist das große Problem beim Gemüseanbau. Deshalb sind wir ja auch bei einem Selbstversorgungsgrad von nur ein bis zwei Prozent. Das Problem liegt bei der Arbeitszeit. Gemüseanbau ist sehr arbeitsintensiv, weil das meiste

Handarbeit ist. Bei der Ernte der Kürbisse machen wir – jetzt nur für die zwei Monate Ernte mit Verpacken – an die 2 000 Stunden für unsere drei Hektar. Da sind wir teilweise mit bis zu 12 Leuten am Arbeiten. Es gibt zwar Gemüse, das man mit Maschinen ernten kann, aber dieses wird meist ohnehin für so wenig Geld aus dem Ausland hierher geliefert, dass es sich nicht lohnt, eine Maschine zu kaufen und dieses Gemüse hier anzubauen. Außer man versucht direkt an Restaurants zu verkaufen, dann klappt es auch. Ich sage immer: da gibt es noch eine Marktlücke. Und man sieht immer öfter, wie hier und da angefangen wird, Gemüse anzubauen. Ich habe mir lange überlegt, was am einfachsten in einen landwirtschaftlichen Betrieb zu integrieren wäre. Meiner Meinung nach ist es Einlagerungsgemüse wie Kartoffeln, Möhren, Kohl, Kürbisse. Die kann ich heute liefern, aber auch erst in drei Wochen.

Und bei Frischgemüse?

C. H.: Bei Frischgemüse liegen Zucchini für mich am nächsten. Die wachsen sehr gut in unseren Gebieten. Das Problem ist, die Konsumenten haben Vorurteile. Die wollen nur Zucchini von 18 bis 20 cm Länge. Das heißt für mich konkret, ich muss jeden Tag Zucchini pflücken. Das ist nicht einmal das Hauptproblem, da es aber Frischgemüse ist, muss ich mindestens alle zwei Tage liefern, sonst ist das Frischgemüse ja nicht mehr frisch. Ich muss also dreimal die Woche liefern, und da liege ich bei Quantitäten von ungefähr 200 kg. Bei 40-50 Cent das Kilo lohnen sich diese Fahrten ganz einfach nicht. Damit es sich lohnt, bräuchte man schon 7-8 Sorten von jeweils 200 kg.

Jetzt zu allgemeineren Fragen: Thema Bauernsterben. 1907 waren 43 % der Einwohner Luxemburgs Bauern, heute sind es nur noch 2 %. Es gibt noch 2 200 Betriebe. Gibt es in 50 Jahren noch Bauern in Luxemburg?

C. H.: Ja, die wird es schon noch geben. Aber die Frage, die sich stellt, ist die des Lohnes. Ein großes Problem für die landwirtschaftlichen Betriebe hier im Land sind die hohen Löhne. Im nahen Ausland, also in Belgien oder Deutschland, gibt es dieses Problem nicht. Wenn man da einen Arbeiter sucht, findet man auch einen und zwar zu relativ moderaten Preisen. Wenn ich aber in einem Land, wo der unqualifizierte Mindestlohn bei über 1 600 Euro brutto und der qualifizierte bei 2 019 Euro brutto liegt, jemanden suche, der 50 statt 40 Stunden die

Woche arbeitet, dann muss ich ihm mindestens 10 Euro die Stunde zahlen, also an die 2 000 Euro im Monat. Und das geht dann nicht mehr überein mit dem, was wir für unsere Produkte bezahlt bekommen. Aber um auf Ihre Zahlen von 1907 zurückzukommen: Damals hatte auch noch jeder seinen Garten und musste sein Gemüse nicht im Supermarkt kaufen. Deshalb muss ja fast eine Indextranche kommen, wenn die Preise im Supermarkt steigen, sonst würde es ja vorne und hinten nicht reichen. Heutzutage gibt es weniger Leute für mehr Acker und es gibt Maschinen. Das ist alles kompetitiver. In einem Betrieb wie unserem, mit 140 Hektar und drei Leuten, wären 1907 etwa 50 Leute rumgelaufen.

Dann zu der großen Biofrage ...

C. H.: ... dann muss ich ja jetzt aufpassen, was ich sage (lacht). Für mich ist das ganz einfach: Respekt für die Leute, die Bio machen, aber es gibt Grenzen. Viele Betriebe sind einfach zu groß für Bio. Jeder redet vom Hunger auf der Welt, dabei wissen wir, dass die Erträge in der Biolandwirtschaft viel niedriger sind als die im konventionellen Sektor. Dazu kommt: Ich esse lieber Brot, von dem ich weiß, dass die Weizenkörner behandelt wurden und sauber sind, als dass sie unbehandelt sind und eventuell einen Pilz haben. Was ist da gesünder? Behandeln oder Pilz?

Hängt von der Behandlung und vom Pilz ab?

C. H.: Naja. Meiner Meinung nach brauchen wir eine Mischung zwischen den „Extrem-Biobetrieben“ auf der einen Seite und den „Extrem-konventionellen-Betrieben“ auf der anderen Seite. Man soll also versuchen, so viel wie möglich zu produzieren, aber auch einige der guten Ideen der Biobauern mit übernehmen, die bei großen Ackerbetrieben zum Teil vernachlässigt werden. In der Fruchtfolge z. B. – das heißt, welche Kultur setzt du nach welcher – haben die Biobauern schon sehr gute Ansätze. Aber nehmen wir einmal an, ich würde meine Kürbisse biologisch anbauen. Das scheint relativ einfach. Ich müsste das Unkraut rupfen und meinen Mist- und Gölledünger verteilen – soweit kein Problem. Wenn aber meine 30 000 Pflanzen von Läusen befallen wären, dann wäre die einzige Antwort, die mir bliebe, Marienkäfer auszusetzen, denn die fressen Läuse. Beim Konventionellen gehe ich einfach hin und spritze einmal ein Produkt – Zack-Bumm-Fertig. Das tut

dem Kürbis überhaupt nichts. Einen Bio-Ackerbetrieb zu führen ist weit schwieriger als einen Bio-Viehbetrieb. Für mich liegt die Zukunft sicher nicht im Biobereich. Es bleibt immer eine Lücke auf dem Markt: der Konsument hätte gern Bio und weil es diese Nachfrage gibt, soll sie auch produziert werden.

Warum diese Abneigung gegenüber Bio? Aus infrastrukturellen Gründen?

C. H.: Nicht nur ... Für mich sind es auch ideologische Gründe. Du musst schon mit Bio aufwachsen, damit du diese Ideen auch verinnerlichst. Ich persönlich werde sicher nie wirklich warm mit Bio werden.

Es gibt nur 3 % Biobetriebe in Luxemburg. 80 % der Bioprodukte müssen importiert werden. Hat der Luxemburger Bauer den Luxemburger Konsument verpasst?

C. H.: Die Situation ist schon merkwürdig. Wir haben spezielle Konsumenten hier in Luxemburg; die geben viel Geld aus und wollen luxemburgische Produkte. Doch man sieht, als die Finanz- und Wirtschaftskrise eingeschlagen hat, wurde direkt weniger Bio gegessen. Das sollte man im Hinterkopf behalten. Um ein Beispiel aus dem konventionellen Sektor zu nehmen: wir haben in Luxemburg die „Luxlait“, eine Molkerei die tolle Produkte herstellt – aber zu „Haut de gamme“-Preisen verkauft, die teilweise zu Zeiten einer Wirtschaftskrise keinen Absatz mehr finden. Wer momentan Kurzarbeit macht, der geht



eher bei Aldi einkaufen. Ob auf der Milch „Luxlait“ draufsteht oder nicht, ist dem egal. Hauptsache billig. Und wenn ich weiß, dass in Luxemburg 80 % der Bioprodukte importiert werden, dann frage ich, was nachhaltiger ist, etwa Bio-bananen aus Afrika, mit Schiff oder Flugzeug importiert? Rechnet man die CO₂-Bilanz hinzu, ist das alles gar nicht mehr so Bio ... Das bringt es nicht. Ein Produkt ist für mich nur dann gut, wenn es regional vermarktet wird. Wir müssen wieder darauf achten, was wir wo produzieren und wo verkaufen.

Aber neben der Energie- und Klimafrage bleibt ja aber auch noch konkret die Frage nach der Gesundheit des Bodens. Da hört man oft Vorwürfe gegen die Bauern, sie würden das Grundwasser verschmutzen. Gibt es da bei den Jungbauern ein Umdenken?

C. H.: Das ist eine interessante Frage. Also, um die Richtlinien kurz zu umreißen: wir sind bei 170 kg organischem Stickstoff, die wir pro Hektar ausbringen dürfen. Es gibt aber sicher Böden, die mehr vertragen würden. Das Problem mit dem organischem Stickstoff ist, dass er, je nach Austragungsmoment, keinen besonders hohen Wirkungsgrad hat. Für Dünger in mineralischer Form sind die Grenzen so hoch, dass man quasi frei ist, soviel zu benutzen, wie man will. Das Problem ist, mineralische Dünger muss ich kaufen – und die sind je nach Jahr enorm teuer. Die Frage bleibt aber: Warum darf ich nur 170 kg organischen Stickstoff auf mein Feld bringen, aber bis zu 350 kg mineralischen?

Und die Spritzmittel?

C. H.: Was Pestizide, Herbizide und Fungizide angeht, muss man schon sagen, dass diese einen schlechten Ruf haben. Als die ganzen Mittel vermehrt genutzt wurden, also wahrscheinlich nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde sicher viel zu viel davon auf die Felder ausgebracht. Und darunter auch Sachen, die wahrscheinlich sehr schädlich waren. Aber heute wird normalerweise auf Wetterberichte geachtet. D. h., wir analysieren die Wahrscheinlichkeit, nach welcher diese oder jene Krankheiten und Insekten auftreten können und behandeln die Pflanzen erst dann, gezielt. Aber aus der Flasche trinken würde ich die Mittel nicht unbedingt. Es ist Wahnsinn, welche kurze Zeitspanne diese Mittel heutzutage nur noch auf dem Markt bleiben. Nach 3-4 Jahren werden bereits neue Produkte lanciert und die Hersteller sagen dann, das alte Mittel sei zu gefährlich. Kuckt man aber die Packungsbeilage, dann sieht man oft: das neue Produkt ist eigentlich identisch mit dem Alten, bloß dass es anders heißt und teurer ist. Oder aber wir befinden uns in der Zwickmühle, weil noch kein neues Produkt auf dem Markt ist.

Sie sind Präsident der Jungbauern und Jungwinzer. Was sind eure Hauptanliegen?

C. H.: Man könnte fast sagen, dass in der Agrarpolitik viel gemacht wird für diejenigen, die aufhören, aber nichts für die, die Betriebe weiterführen wollen. Die Agrarpolitik ist also eigentlich kontraproduktiv. Wenn ich ein Tier ans Schlachthaus verkaufe, muss ich fast mehr Zettel ausfüllen, als wenn ein Mensch stirbt. Ganz speziell in Luxemburg ist das immer alles ganz genau. Prozentual werden in Luxemburg am meisten Betriebe kontrolliert. Kontrolle ist gut, aber wenn man sieht, wie viele Millionen aus dem EU-Budget für Landwirtschaft im Endeffekt beim Bauern ankommen, dann erkennt man, dass da etwas nicht stimmt. Man hat schon manchmal den Eindruck, als gäbe es in zehn Jahren mehr Kontrolleure als Bauern.

Letzte Frage: Wie stehen Sie zu den GMOs (gentechnisch modifizierter Organismus)?

C. H.: Die GMOs, das ist eine schwierige Frage. Das größte Problem ist das der Abhängigkeit. Mein Saatgut und meine Spritzmittel muss ich bei der gleichen Firma kaufen. Wenn der dann sagt: an einer Tonne Mais verdienst du einen Euro, dann verdienst du einen Euro. Wenn der aber sagt: du verdienst einen

halben Euro, dann verdienst du eben einen halben Euro. Ich glaube, man kann vertreten, dass man sie nicht anbauen soll. In einer ersten Phase wenigstens, bis mehr Erfahrungswerte vorliegen. Ich finde es aber schon komisch, dass die EU den Anbau von GMO-Pflanzen sperrt, aber keiner fragt, ob die GMOs in unserer Lebensmittelkette sind oder nicht. Bei importiertem Soja oder importierter Maisstärke etwa; wer kann da schon zu 100 Prozent sicher behaupten, dass das alles GMO-frei ist. Das ist aber die Frage,

die man sich eigentlich stellen müsste: Können wir uns als EU abschotten und keine GMOs anpflanzen und gleichzeitig alles importieren, wo welche drin sind? Damit nehmen wir unseren Produzenten einen Markt weg. Die dürfen dann etwas nicht mehr produzieren, mit dem sie viel verdienen könnten. Aber gleichzeitig kaufen wir, was wir billig kriegen.

Vielen Dank für das Gespräch.

(Das Interview fand am 6.5.2010 statt. LH/BT)

Luxemburger Milchviehbetriebe im europäischen Vergleich

Seit 2002 steht CONVIS in engem Kontakt mit den European Dairy Farmers (EDF), einem unabhängigen und unparteiischen Verein führender europäischer Milcherzeuger. Ziel der EDF ist, den Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen Milcherzeugern, Beratern, Wissenschaftlern und Unternehmen aus dem Agrarbusiness auf internationaler Ebene zu ermöglichen. Auf den EDF-Mitgliedsbetrieben wird alljährlich eine Vollkostenberechnung der Milchproduktion durchgeführt. Die genaue Kenntnis aller ökonomischen Daten der Milchproduktion erlaubt dem zukunftsorientierten Betriebsleiter, seine Stärken auszunutzen und seine Schwachstellen zu verbessern.

Im Jahr 2010 haben 12 Luxemburger Betriebe an der EDF-Vollkostenberechnung teilgenommen. Aus dieser Auswertung ergibt sich, dass in Luxemburg auf einer Futterfläche (pro Betrieb) von 75 ha 68 Kühe gemolken und 540 000 kg Milch produziert werden. Im europäischen Vergleich (200 Kühe pro Betrieb, 1,65 Mio. kg produzierte Milch auf 141 ha Futterfläche) gestaltet sich die Milchproduktion in Luxemburg mit 7 334 kg Milch pro ha Futterfläche weniger intensiv als im EDF-Durchschnitt.

Betrachtet man die Erlöse der Milchproduktion, so stellt man fest, dass die Luxemburger Milcherzeuger sich den Preisschwankungen des europäischen Milchmarktes nicht entziehen können. Die Milchpreise liegen aktuell um 30 ct je kg Milch. Die Verkaufserlöse für Zucht- und Schlachttiere hielten sich in den letzten Monaten auf einem akzeptablen Niveau. Lediglich die öffentlichen Zahlungen und Subventionen lagen auf den Luxemburger Betrieben höher als bei ihren ausländischen Kollegen.

Auf der Kostenseite stellt man fest, dass die Direktkosten der Milchproduktion (Futterzukauf, Tierarzt, Besamungskosten, Kosten der Gras- und Maiserzeugung) in Luxemburg kaum höher sind als im europäischen Vergleich. Jedoch liegt der Kapitalbedarf der Luxemburger Betriebe in der aktuellen Auswertung 1,4-mal höher als bei ihren ausländischen Kollegen, zudem bringt die weniger intensive Arbeitsweise eine Verringerung der Arbeitsproduktivität mit sich. Die Vollkosten der Milchproduktion liegen insgesamt 1,3-mal höher als im europäischen Vergleich. Allein die direkten Kosten mit den Abschreibungen belaufen sich auf 35 ct pro kg Milch.

Man kann demnach feststellen, dass die Erlöse pro kg Milch in Luxemburg auf einem identischen Niveau wie bei den europäischen Kollegen liegen, jedoch sind die Kosten oftmals höher, da die Luxemburger Familienbetriebe weniger effizient arbeiten können als sehr große Betriebe mit einer höheren Kuhzahl im Ausland. Zudem werden teure Maschinen und Gebäude auf ein kleineres Produktionsvolumen abgeschrieben, was die Betriebe zusätzlich belastet. Die Landwirtschaft leistet einen wesentlichen Beitrag zum Erhalt der Landschaft in Luxemburg. Damit sie unter der gegebenen Preissituation für Lebensmittel und mit den heutigen Auflagen weiterhin bestehen kann, wird sie auch in Zukunft nicht ohne öffentliche Zahlungen auskommen.

Tom Düsseldorf

Agraringenieur, Berater bei CONVIS